

Medizinische Betreuung

Wie sind wir heute über alles dankbar, was uns in medizinischer Sicht in der Gemeinde und im Tal zuteil wird. Denken wir an die Vielzahl der Medikamente, an die ärztlichen Errungenschaften, an die Vorsorge und an das Rettungssystem.

Um 1900 hat es diesbezüglich bei uns im Ort und im Tal wohl sehr traurig ausgesehen. Blinddarmentzündung (Appendix) oder ein Oberschenkelhalsbruch kamen einem Todesurteil gleich. Arzt gab es keinen und einen Patienten zum Bahnhof Imst zu bringen, um von dort mit der bereits bestehenden Arlbergbahn nach Zams und dort noch rechtzeitig ins Krankenhaus zu kommen, war äußerst mühsam und ein Glücksspiel. – So waren Menschen gefragt, die sich mit Symptomen einer Krankheit und deren Behandlung mit Heilkräutern und Hausmitteln etwas auskannten und helfen konnten.

Das Sterbebuch der Pfarre Jerzens gibt Auskunft über die Krankheiten und Todesursachen der Bewohner unserer Gemeinde, die laut Kenntnis des wohl zuständigen Priesters, der die Eintragungen vornahm, niedergeschrieben wurden: Influenza, Schlagfuß, Freisen, Masern, Wassersucht, Durchfall, Gicht, Pneumonie (Lungenentzündung), Altersschwäche, schwere Geburt, Entartung der Unterleibsorgane, Gedärmentzündung, Marasmus (Auszehrung) - dann gab es viele Totgeburten unter „Anonymus“ mit Angabe der Eltern.

In einem Gemeinderatsprotokoll vom Jahr 1911 ist bereits von einem Sprengel für den Doktor die Rede und 1920 wird ein Wartegeld für Dr. Angermair festgelegt. – Von diesem Doktor ist vom Hörensagen viel bekannt, da es damals doch keine Krankenversicherung gab und er nur im äußersten Notfall gerufen wurde. Hoch zu Ross machte er im Tal auf sich aufmerksam und später als es die Straße erlaubte, war er dann mit dem Motorrad unterwegs. Das Telefon war bereits im Tal und so wurde er auch nach Jerzens zu einem Patienten gerufen. Die Diagnose war Blinddarmentzündung und eine sofortige Operation war unumgänglich. Mit Hilfe von kräftigen Burschen, die den Patienten festhalten mussten, wurde die Operation am Küchentisch vorgenommen. Diese gelang und der sonst „Todgeweihte“ erfreute sich eines langen Lebens.

Die tägliche Ordination war im Doktorhaus in Wenns und des öfteren wurden Kinder im Ruckkorb „über den Berg“ in die Pitzenhöfe und von dort nach Wenns zum Arzt gebracht. – Um das Jahr 1952 war dann das Haus Nr.31 im Dorf „Greatele“ schon eine Art Ordination, denn neben dem Geschäft in der großen Stube, wurden zu bestimmten Zeiten den wartenden Patienten eine Spritze verabreicht.

Meist waren es solche von den Berghöfen, die der Arzt auf Grund des weiten Fußweges nicht besuchen konnte, die aber gehfähig waren und einer regelmäßigen Behandlung bedurften. –

Musste jedoch ein schwerkranker Mensch in den Höfen vom Arzt besucht und dann anschließend ins Krankenhaus gebracht werden, so war es auch wieder die Stube vom „Greateler“, die dem Patienten als Zwischenlager diente, bis die Rettung nach Jerzens kam.

Das Transportmittel von den Höfen ins Dorf war dann ein Heuschlitten, auf welchem die kranke Person in Betten und Decken gehüllt gelagert wurde. – Das Rettungsauto glich einem Ungetüm, das beim Einfahren durch die damals enge Dorfstraße viel Aufmerksamkeit auf sich zog.

Durch die Zunahme des Fremdenverkehrs und Erschließung des Hochzeigers war es dann notwendig, eine Ordination im alten Schulhaus einzurichten. Dazu diente die nicht mehr benutzte Lehrerwohnung. Das Wartezimmer war im Gang links und die Ordination rechts eingerichtet.

Zweimal wöchentlich besuchte uns Sprengelarzt Dr. Dabringer aus Wenns, was für die Bevölkerung eine große Erleichterung war.

Heute ist ein ständiger Arzt in Jerzens mit genügend Räumlichkeiten im neuen Gemeindezentrum und das Rettungswesen ist auf modernsten Stand gebracht.

In Erinnerung bei der Bevölkerung sind zwei heftige Explosionen, bei denen Kinder sehr in Mitleidenschaft gezogen wurden. – Im Sommer 1945, waren es *Franz Schmid, Elsa* und *Hermann Hackl*, denen eine Handgranate aus dem Dorfbach zum Verhängnis wurde. Dieses vermeintliche „Spielzeug“ explodierte und verletzte alle schwer. Eine Dankestafel erinnert noch heute in der Bichlkapelle an die Gebetshilfe für den *Franz Schmid*, der besonders schwer getroffen wurde. – Alle haben sie später das Leben gemeistert

Anton Reinstadler, ein Bub mit 13 Jahren, hat im April 1951, im Bereich vom „Kressbrunnen“ eine verdächtige Schachtel gefunden. Voller Stolz zeigte er diese der Mutter, die ihm verboten hatte, etwas daran zu hantieren, ehe nicht am Abend ein erfahrener Nachbar dieses Fundstück begutachtet hat. Diesen Ratschlag hat er leider nicht befolgt. – Dass es sich um etwas Gefährliches handeln könnte, hatte er vermutet, da er die Nachbarskinder gebeten hat, ihm beim Hantieren allein zu lassen. – Fazit: eine gewaltige Detonation. *Anton* verlor dabei die linke Hand, die rechte wurde verstümmelt, der Körper übersät mit Splitter, an einem Auge blind. – Viele Operationen, langer Leidensweg im Krankenhaus. – Auch er hat sein Leben gemeistert, hat eine Familie gegründet, ein Heim gebaut

E-Werk am Mühlenschrofen

Durch die private Elektrifizierung von Kirche, Widum, Gasthof „Lamm“ und das Wohnhaus vom Idealisten Karl Reinstadler, vom Jahr 1910 angeregt, sah sich die Gemeinde um das Jahr 1920 veranlasst, Gedanken über ein öffentliches E-Werk zu machen.

Die Raiffeisenkasse existierte schon und die Anschaffung eines Generators von Brown Boveri wurde am 13.12.1920 beschlossen. Auch große Mengen an Holz wurden geschlagen und um 1,200.000 Kronen an die Holzhändler Rentsch und Holub verkauft. – Für die damalige Zeit eine Pionierleistung.

Neben der Druckleitung vom Mühlbach musste das Gebäude erstellt und die Stromleitungen überallhin oberirdisch verlegt werden. In den Häusern galt es, die dazu notwendigen Installationen vorzunehmen. Jertzner wurden neben auswärtigen Monteuren eigens angelehrt und bereits im Oktober 1921 informierten die Bewohner von Graslehn, dass sie auf eigene Kosten vom Tal bis zu ihrem Weiler die Stromleitung verlegen würden.

Jedoch erst im April 1922 wird der Vertrag mit Kienberg und Graslehn gemacht.

Für den Beitritt zur Stromversorgung musste jede Behausung 12.000 Kronen leisten. Zuwenig geleistete Fronschichten wurden mit je 500 Kronen verrechnet, ebenfalls waren die Monteure noch gut zu verköstigen. Für die Restschulden musste lt. Gemeindeversammlung dann noch jede Behausung einen Zirmstamm zum Verkauf nach Wenns liefern.

Um so etwas Bewegendes in der damaligen kargen Zeit verwirklichen zu können, war ein großer Zusammenhalt notwendig. Fronschichten wurden kostenlos geleistet und in staunenswerter Weise hat man alle Details in Beschlüssen festgehalten. – Wie etwa, dass eine elektrische Lampe am Schreibtisch in der Gemeindeganzlei bis zu einer Leistung von 56 Kerzenstärken von der Zahlung des Strompreises befreit ist.

Ebenfalls zur Aufbesserung ihres Dienstes wird der damaligen Hebamme die unentgeltliche Lieferung des elektrischen Stromes für eine 32 kerzenstarke Glühlampe in deren Stube genehmigt.

Es gab einen Elektrizitätswerk-Wärter und einen Monteur für laufend mit dem Betrieb anfallenden Arbeiten. Eine Lichtordnung wurde erlassen und je nach Jahreszeit musste in der Früh das Licht ausgeschaltet und am Abend durfte es erst wieder zu einer bestimmten Zeit eingeschaltet werden. Bügeleisen wurden eigens genehmigt. Für die Anschaffung und Inbetriebnahme eines Heizgitters konnte man die Genehmigung bei der Gemeinde einholen.

Auch der Pfarrer musste um ein solches für die kranke Häuserin ansuchen. – Es waren Kontrolleure unterwegs, die auch bei Nichtbefolgung mit dem Strafen nicht kleinlich waren.

Mit dem E-Werk war es auch der Messerschmiede am Dorfbach möglich einen Federhammer anzuschaffen, der nur in der Mittagszeit arbeiten durfte und die Kapazität des Werkes am Mühlshrofen ziemlich strapazierte.

Bis zur Elektrifizierung durch die Tiwag, mussten täglich die „Freilampen“ im Dorf, händisch im „Maschinenhäusl“ abends ein- und in der Früh wieder ausgeschaltet werden. In Erinnerung ist noch öfters ein Abkürzungsweg vom Dorf über die „Rieset“ zum E-Werk, um das Dorf ein wenig zu „beleuchten“.

„S'Muche“ Hansi, ein Mitschüler und später durch 35 Jahre Gemeindesekretär, führte den Auftrag seines Vaters als Verantwortlicher für das E-Werk durch und so kam auch ich in den Genuss, in dieses „Maschinenhäusl“ zu kommen. Ein Dröhnen der Turbine war schon im weiten Umkreis zu hören. Dann der Ölgeruch in diesem lauten Maschinenraum. – Ein Schalter wurde umgelegt und nach dem Verschließen der Türe war unser Auftrag erledigt.

Wenn jemand noch am Abend im Gemeindegebiet eine Holzfräse in Betrieb hatte, so konnte man am Licht der Glühbirne in der Stube feststellen, ob der Stamm nun durchgeschnitten war oder nicht. Denn beim Durchschneiden ging der Lichtschein bis auf einen Glühfaden in der Glühbirne zurück, um dann wieder in voller Stärke zu leuchten. Erst beim Abschalten des Motors blieb dieses „Auf“ und „Ab“ des Lichtes aus – allgemeiner Tenor: „Da haltet sich wieder einer nicht an die Lichtordnung“.

Fräsen, Dreschmaschinen waren je nach Jahreszeit mit deren Besitzer unterwegs, um deren Dienste anzubieten. Der Motor, ein schweres Monster, war ein eigener Gegenstand, welcher mit einem Riemen die Kraft auf die betreffende Maschine übertragen hat. Im Freien, wo diese Maschinen zum Einsatz kamen, waren aber keine Anschlüsse vorhanden. Zwei Drähte, am Ende verhakt, wurden einfach auf die darüber liegende Freileitung mit einer Stange gehievt und schon war der Motor unter Strom. Ein Entgegenkommen der Allgemeinheit, denn der Stromzähler wurde auf diese Weise ausgeschaltet. Elektrische Haushaltsgeräte wie Kühlschrank, E-Herd, Waschmaschine gab es zu dieser Zeit des Jerzner E-Werkes noch nicht.

Dies änderte sich jedoch bald, als 1953 die Tiwag die Elektrifizierung des Pitztales vorgenommen hat. – Drei Wochen danach hat ein unerwarteter Felssturz das „Maschinenhäusl“ am Mühlshrofen in die Tiefe gerissen ...

Beginnende Mobilität

Es gab noch die Zeit in welcher der Besitz eines Fahrrades schon ein besonderes Privileg war. Die Straße ins Tal wurde nach und nach ausgebaut und ins Dorf wagten sich einige Male in der Woche, der „Obere“ und der „Untere Bäck“ aus Wenna mit ihrem Brot.

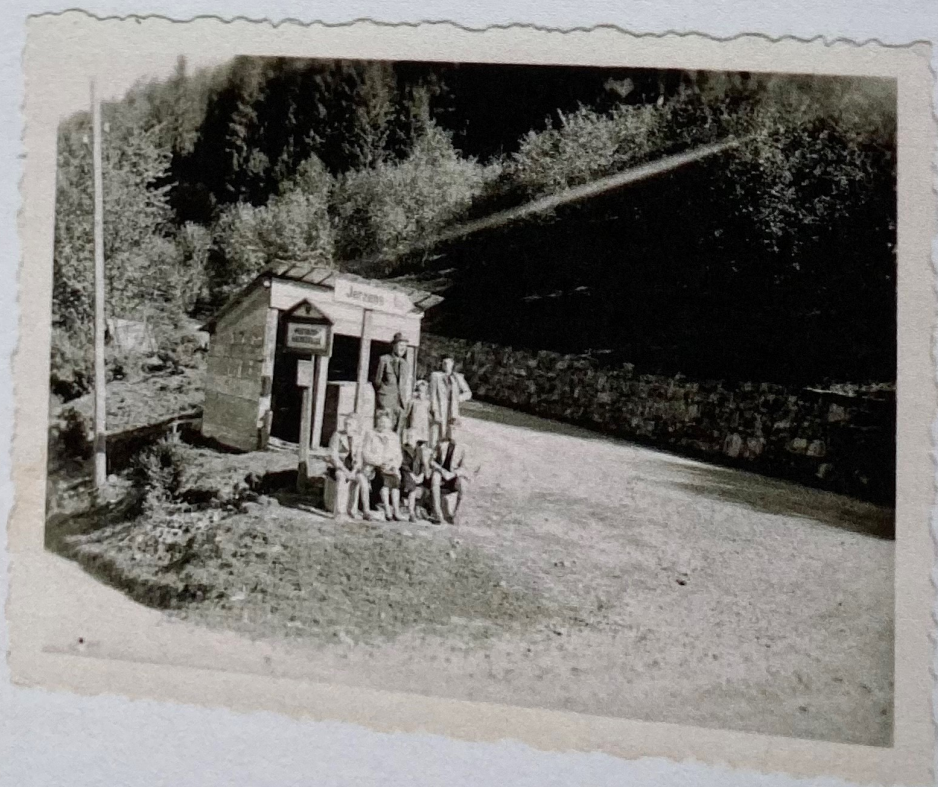


Der „untere Bäck“ mit seinem TATRA



Traktorfrähterei Franz Neuner

Viel davon wurde von den zwei im Ort ansässigen Geschäften „Greateler“ und „Wiat“ nicht zugekauft, da vielfach das Brot von den Bauern selbst in den eigenen Backöfen zubereitet wurde. – Die Fahrzeuge dieser zwei Bäckermeister würden heutzutage als begehrte Oldtimer gepflegt, wären sie nur noch irgendwie vorhanden. Die Lieferung des Brotes erfolgte in Kisten auf der Dachgalerie und im Innenraum. – Wurstwaren wurden beim Metzger in Arzl telefonisch bestellt, welcher den Wurstsack mit dem Postauto ins Tal schickte.



Über dieses einfache Wartehäuschen an der Pitztalstraße war man bei Wind und Wetter sehr froh, auch bei Verspätung des Postautos.

Bei der Haltestelle an der Talstraße musste die Bestellung dann rechtzeitig abgeholt werden, was mich oder meine Brüder des öfteren getroffen hat. –

In schwacher Erinnerung habe ich, dass unsere Mutter erzählt hat, dass während der Kriegszeit ein Schäferhund diesbezüglich im Einsatz war. Da in unserem Haus aber kein Hund war, kann es sich nur um die „Dora“ handeln, die beim Messerschmied (Onkel) war und die vom Großvater an die Haltestelle begleitet wurde, um den Wurstsack in einem Umhängekorb ins Dorf zu tragen. Als Dank und Belohnung bekam der treue Bote ein Stück „Braunschweiger“.

An den Häusern im Dorf vom „Egger-Hannes“ und der „Mathilde“, wurden Ausbuchtungen vorgenommen und so konnten kleinere Lastwagen ins Dorfzentrum einfahren. Es waren die von der Gassermühle in Imst, von der Brauerei Starkenberg, von Getränkehändlern. Gemischtwaren aller Art brachte der Bote Kirschner aus Wenns von der Botenzentrale.

Eine Behelfsbrücke über der Straße in den oberen Stadel vom „Glaser“ wurde hochgefahren und so konnte auch ein an Höhe größerer Transport ins Dorf bis zum Brunnen vordringen, wo auch eine Umkehrmöglichkeit bestand. Die Gebrüder Melmer mit ihrer Frächtigei brachten Futtermittel und Baumaterial in den Ort.

Männer und Burschen mussten viel auswärts zur Arbeit und kamen erst am Wochenende wieder nach Hause. Nach und nach wurden von diesen dann Motorräder gekauft, um ein wenig beweglich zu sein. Gerne wurden diese Maschinen am Wochenende liebevoll gepflegt und neidvoll im Dorf zur Besichtigung hergezeigt und vorgeführt.

Eine kleine Sensation war wohl, wann ab und zu im Sommer Gäste mit ihrem Wagen ins Dorf kamen, um den Urlaub im Gasthof „Lamm“ zu verbringen. – Es war auch die Zeit, in der sich dann die ersten Jerzner einen PKW leisten konnten und ganz fortschrittliche Bauern leisteten sich schon einen „Einachs-Schlepper“, der bei Inbetriebnahme nicht zu überhören war.

Doch hatte man auswärts etwas zu erledigen, so gab es eigentlich nur die Möglichkeit, zur Haltestelle an der Talstraße zu gehen und sich mit dem Postauto durch das Tal, zum Bahnhof oder nach Imst bringen zu lassen. So konnten einige Male am Tag wichtige Zugverbindungen und andere Termine erreicht werden.

Bei der Fahrt ins Tal waren dann oft längere Aufenthalte im Bus am Bahnhof nötig, da die Züge nicht so pünktlich waren. Wurden längere Wartezeiten über den Lautsprecher am Bahnhof angekündigt, so besuchten zwischenzeitlich einige Mitfahrer die „Reschte“ (Bahnhofs-Restaurations), um die Zeit nicht im Bus verbringen zu müssen. War der Zug eingefahren, so dauerte es doch noch eine geraume Zeit, bis der letzte Restaurantbesucher, einschließlich Chauffeur, im Bus wieder Platz genommen hatte und die Fahrt ins Pitztal fortgesetzt werden konnte.

Da ich selbst 45 Jahre täglich beruflich nach Imst pendeln musste, sind mir vor allem die Jahre ab 1957 in Erinnerung, in denen ich noch ohne eigenen Pkw, also mit dem Postauto unterwegs war: Früh musste ich das Elternhaus verlassen, um täglich rechtzeitig zur Haltestelle an der Talstraße zu kommen. Je nach Programm des Vorabends blieb kaum noch Zeit für ein kräftiges Frühstück. Aber auf dem Weg zur Abzweigung an der Pitztaler Straße war man nicht allein. Eine Hauptschule im Tal gab es noch nicht, doch es waren auch Jerzner, die in Imst eine weiterführende Schule besuchten, Lehrlinge und arbeitende Menschen, die ihrem Beruf auswärts nachgingen und Männer und Frauen, die außerhalb vom Tal etwas erledigen mussten. Das Postauto war für 25 Sitzplätze und für 5 Stehplätze zugelassen. Diese Zahl wurde wohl täglich überschritten, denn im Hintertal und in Jerzens war es noch möglich einen Sitzplatz zu bekommen, aber ab Wenns wurde es schon eng. Für uns waren es dann höflicherweise immer Stehplätze und in Arzl zwängten sich noch die letzten Fahrgäste hinein, bevor es durch den kurvenreichen Arzler Wald (die Pitztalbrücke gab es noch nicht) Richtung Bahnhof ging. Ein Horror für diejenigen, die in dem meist überfüllten Bus die Fahrt nicht gut vertragen haben.

Der Bahnschranken war des öfteren geschlossen und im Bus meldeten sich dann laut die Personen, die noch den durchfahrenden Zug nach Innsbruck erreichen mussten. Dies war auch möglich, da erst nach der Fahrscheinausgabe im Bahnhof und nach dem Zusteigen in den Zug, die Weiterfahrt freigegeben wurde.

War ein Markttag in Imst, so wurde allerhand eingekauft und die Mitfahrer im Postauto waren mit allerlei Dingen des täglichen Lebens bepackt. Man bot ihnen einen Sitzplatz an, wann diese mit einer Schachtel „Piepelen“ (junge Hühner) ins Tal mussten. Das Gegacker war eine willkommene Abwechslung für die Fahrgäste und es störte niemanden. – Auch habe ich noch in Erinnerung, wie stolze Eltern mit dem Zug von Zams kommend, mit ihrem Baby in einem Polster, im Postauto Platz genommen und die Heimfahrt ins Pitztal angetreten haben.

Jene, die täglich mit dem Postauto unterwegs waren, die sogenannten „Wochenkartler“, wussten voneinander und die Chauffeure fragten schon, ob jemand von diesen nicht noch kommt. Sie waren so großzügig und warteten ein wenig, um noch einem Verspäteten das Mitfahren zu ermöglichen. Einmal bei mir selbst, mit doch einer längeren Verspätung, sagte der Chauffeur Franz Lehr nach dem „Guten Morgen“ von mir: „*Heast Reinstadler, du konnst schua bald Mahlzeit sag'n – dafür tuast mir wieder die Pakln oba*“.

Der geduldige Chauffeur, ein gebürtiger Wiener, war froh, wenn ich mittags beim Heimfahren von der Handelsschule (1957 bis 1959), die Pakete von der Galerie des Busses holte, um diese dann dem wartenden Briefträger von Jerzens zu übergeben.

Auch hörte man öfters eine laute Bemerkung eines täglich mitfahrenden höheren Postbeamten, wenn wegen eines verspäteten „Wochenkartlers“ etwas zugewartet werden musste und die Fahrt erst mit etwas Verspätung fortgesetzt werden konnte. Doch vor Wennis musste noch die enge Schlucht und die schmale Holzbrücke über den „Pillerbach“ befahren werden.

In Wennis war für gewöhnlich noch so viel an Aufenthalt, dass es den Rauchern möglich war, im Freien noch eine Zigarette anzuzünden.

Ruhig wurde es im Postauto, wenn irgendwo auf der Strecke ein Unbekannter zustieg und sich mit „Fahrscheinkontrolle“ vorgestellt hat.

Im Winter gab es öfters eine Rodelpartie bis zur Talstraße. Die Rodeln stellten wir im Wartehäuschen ab und nahmen diese beim Heimkommen wieder mit nach Hause. – Hatte es in der Nacht geschneit und wir stellten in der Haltestelle fest, dass erst kurz vorher die Frächtereier Gruber mit dem Schneepflug, die halbe schmale Talstraße geöffnet hat, so verging eine geraume Zeit, bis das Postauto vom Hintertal kam, denn talauswärts musste zuerst doch noch die andere Straßenhälfte vom Schnee befreit werden.

Durch ein Fähnchen am Straßenrand, z.B. an der Haltestelle beim Gasthof „Schön“, wusste der Postillion, dass sich ein Fahrgast im Gasthof befindet, der noch ins Hintertal mitgenommen werden möchte.

Es dauerte nicht lange, nach dem von mir beschriebenen Schicksal des Dorfbrunnens, da kam täglich am Abend der Postbus ins Dorf und blieb bis in der Früh. Das war allen sehr willkommen, denn es war ein leerer Bus, den man in Jerzens besteigen konnte und der einem den Fußweg nach und von der Haltestelle an der Pitztaler Straße ersparte.

Die Postchauffeure bekamen ein Privatquartier im Haus 44 in der Mühlleite und auch in unserer Stube wurde von der Mutter für den Postillion Mayr Josef ein Nachtlager eingerichtet. Für mich war das sehr angenehm, denn die Haltestelle für den Bus war doch vor unserer Haustür und der Chauffeur schaute nach seinem Frühstück bei uns und nach der Kartenausgabe, nicht besonders auf die Uhr und hat eine durch meine Person verursachte Verspätung bis Wennis schon wieder aufgeholt. –

Für alle, die täglich zur Arbeit mussten, war die Postautoverbindung nach und von Jerzens eine große Erleichterung ...

JERZENS im letzten Jahrhundert – bis um 1960

(einige Bereiche anderweitig näher beschrieben)

Lebensunterhalt – Selbstversorger

Die Landwirtschaft war sehr ausgeprägt. Kartoffeln und auch sämtliche Getreidearten, einschließlich dem „Jerzner Mais“ – wurden in den großflächigen Äckern angebaut und geerntet. Überall in den Weilern waren Mühlen an den Bächen in Betrieb. Für die berechtigten Bauern des Dorfes gab es eine Gemeinschaftsmühle im sogenannten „Mühlloch“. Somit war für das tägliche Brot gesorgt. Milch und Butter waren durch entsprechende Viehhaltung auch in den Familien zur Verfügung. Der eigene Graukäse reifte in den Kellern der Bauern und im Spätsommer konnten die Almbauern von der Milch ihrer Kühe, den auf der Alm erzeugten Käse nach Hause bringen. Selbstverständlich waren Hühner auch Bestandteil der Landwirtschaft, sodass Eier am Speiseplan nicht fehlten. Die Schweinehaltung sorgte dafür, dass ab und zu einmal Geselchtes oder Gebratenes und Hauswürste am Mittagstisch waren. - Zugekauft wurden vor allem Salz, Zucker und Gewürze. Das Lebensnotwendige war nicht im Überfluss vorhanden. Man lebte sehr bescheiden und war mit dem Wenigen zufrieden. – In den Kriegsjahren war es, besonders für die Mütter von sehr kinderreichen Familien schwierig, sich um den Lebensunterhalt zu kümmern. Vielfach war der Mann und Gatte an der Front und einige davon kehrten nicht mehr zurück. Hausschlachtungen wurden kontrolliert und Lebensmittelmarken konnten gegen Ware in den zwei örtlichen Geschäften eingetauscht werden.

Verdienstmöglichkeiten

Der Verdienst der Männer in den Dreißiger-Jahren waren Arbeiten an der Pitztalerstraße, Maurer- und Zimmermanns- sowie Holzarbeiten auswärts, wodurch sie oft längere Zeit nicht nach Hause kamen. – Gefragt waren Burschen im Sommer für die Arbeit als Hirten. Mädchen waren vielfach auch außerhalb des Tales im Dienst. – Es gab gegenüber heute nicht so viele Haushalte. Diese bestanden aber meist aus Großfamilien, mit dazugehörigen ledigen Frauen und Männern, die für ihren Lebensunterhalt fest mitanpacken und so manches auch mitfinanzieren mussten.

Gemeindeaufgaben

Es gab aber auch arme Menschen, um die sich die Gemeinde kümmern musste. Waren diese pflegebedürftig und ohne Angehörige, so mussten sie auswärts in ein Pflegeheim gebracht werden oder eine Familie übernahm diese Aufgabe gegen eine kleine Entlohnung von der Gemeinde. – Arme suchten auch bei dieser an, um z.B. ein Paar Schuhe oder ein Hemd kaufen zu können.

Die Gemeinde kümmerte sich auch um kirchliche Dinge, z.B. darum, wie viele Kerzen bei bestimmten Anlässen angezündet werden durften. Sie verfasste eine strenge Kirchenordnung, in der auch eine Platzanweisung für Mädchen und Burschen, Frauen und Männern geregelt war. – Alle, die noch nicht 16 waren, durften sich weder auf der Empore, noch bei der Kirchentüre während eines Gottesdienstes aufhalten. – Über die örtlichen Feiertage bestimmte man auch im Gemeinderat, aber auch darüber, wer für die Betreuung der sonderbaren Uhr am Kirchturm zuständig war, deren Stundenzeiger vom Minutenzeiger einige Meter entfernt sind. – Ein ehrenhafter Bürger wurde mit besonderen Vollmachten in kirchlichen Belangen ausgestattet und für einen bestimmten Zeitraum zum „Kirchenprobst“ ernannt.

Der Pfarrer hatte Anspruch von den einzelnen Haushalten, auf eine bestimmte Menge an Getreide, auf kleingehacktes und trockenes Brennholz in einer bestimmter Länge. Von der Gemeinde bestimmte Kontrollorgane hatten hierüber die Aufsicht.

Wenn jemand wegen Baulichkeiten Holz in Anspruch nehmen musste, so entschied hierüber der Gemeinderat. – Holz für Brunnenrohre, die Trinkwasser nicht im Erdreich, sondern an der Oberfläche zu den Brunnen führten, musste ebenfalls von der Gemeinde genehmigt werden.

Der Brunnen im Zentrum des Dorfes war ein Anziehungspunkt in vielen Bereichen. Hier wurde von den Frauen die Wäsche gewaschen bzw. auch das Trinkwasser für Mensch und Vieh geholt. Neuigkeiten hat man auch an diesem Platz erfahren. Im Winter waren die Männer zuständig, dafür zu sorgen, dass die Brunnenleitung nicht zufrieren konnte. Bei besonderer Kälte mussten bestimmte Stellen mit Stroh abgedeckt oder mit Feuer und heißem Wasser wieder aufgetaut werden. - Löschwasser gab es in einem kleinen Reservoir beim damaligen Feuerwehrhaus am „Kobl“, das Gott sei Dank für das ineinander gebaute Haufendorf, kaum zum Einsatz kam. Einmal konnte bei einem Zimmerbrand im Dorfgasthof „Lamm“ durch Weiterreichen von gefüllten Wasserkübeln aus dem Dorfbrunnen das Ärgste verhindert werden.

Jemand, der nach Jerzens zugezogen war, wurde erst nach längerer Beobachtung und guter Führung in den Heimatverband aufgenommen. Das hatte für den Zugezogenen den Vorteil, dass hierüber ein Dokument ausgestellt wurde und der Inhaber, sollte er unschuldig in eine Notlage gekommen sein, Anspruch hatte auf ein bestimmtes Sorgerecht von der Gemeinde.

Anderen wurde je nach Verhalten dieses Sorgerecht wieder aberkannt und es gab auch Personen, die auf diese Weise aus der Gemeinde ausgewiesen wurden. – Die Gemeinde bestimmte auch, ob ein Armer als Kostgänger von Haus zu Haus gehen durfte. Je nach Viehstand hatten die einzelnen Bauern so einen mittellosen Menschen bestimmte Tage zu verköstigen und diesem auch einen Schlafplatz zur Verfügung zu stellen.

Eine Besonderheit war auch das gemeindeeigene Elektrizitätswerk. Es wurde am sogenannten „Mühlschrofen“ im Jahr 1923 errichtet. – Die Kapazität dieses Werkes war nicht besonders groß, sodass eine Lichtordnung erlassen werden musste. Je nach Jahreszeit musste das Licht in der Früh ausgeschaltet und durfte erst wieder am Abend zur bestimmten Zeit eingeschaltet werden. Für den Betrieb eines Bügeleisens oder eines Heizgitters musste die Gemeinde die Zustimmung geben. Diese galt aber nur für eine Zeit, in welcher das E-Werk genügend „Kraft“ hatte. Das war wieder abhängig von der Vereisung und Wasserzufuhr auf die Turbine im Winter. – Eigene Aufseher führten Kontrollen durch. Bei Nichteinhalten gab es Strafzahlungen oder die Stromzufuhr wurde für bestimmte Zeit unterbunden. – Auch in der „Reinstadler-Messerschmiede“ im Dorf, durfte der Federhammer nur in einer genau vorgesehenen Zeit in Betrieb genommen werden, um das Stromnetz nicht zu gefährden. – Es war im Jahr 1953, kurz nachdem die TIWAG die Elektrifizierung des Ortes übernommen hatte, da zerstörte ein Felssturz das nun nicht mehr gebrauchte E-Werk am „Mühlschrofen“. Technische Teile von diesem Wrack konnte Raimund Eiter in seinem hauseigenen Werk in der „Pfuhrmühle“ (Zaunhof) noch gut gebrauchen. Bevor in einem der nächsten Absätze nun die medizinische Betreuung angesprochen wird, ist noch zu erwähnen, dass die Gemeinde sich auch um die Hebamme kümmern musste. So wurde eine geeignete Frau im Ort, auf Kosten der Gemeinde, in die Hebammenschule geschickt, um dann für die Gemeinde diesen Dienst zu übernehmen.

Wohnverhältnisse

Bis um 1960 konnte man wirklich von einem Haufendorf sprechen, was auch eine Aufnahme aus der Turmstube der Kirche in das Dorf zeigt. Die Häuser und Wirtschaftsgebäude waren ineinander verschachtelt, nur getrennt von schmalen Gassen und Wegen. Große Stuben mit einem Kachelofen spendeten im Winter Wärme für die ganze Familie. Dank einer kleinen Öffnung gelangte in die darüber liegende Stubenkammer ein wenig Wärme. Mit Stroh und Maisflitschen wurden die Unterbetten gefüllt, denn Matratzen waren noch unbekannt. Besondere Sorgfalt war nötig, um immer eine wohlige Schlafstelle zu haben. In der Küche dominierte der Herd, ein Kasten für die notwendigsten Lebensmittel und ein Esstisch, an dem sich alle versammeln konnten, um eine bescheidene aber köstliche Mahlzeit einzunehmen. Der Keller mit seinem Erdboden, war besonders geeignet um Kartoffel, Eier und andere Früchte zu lagern. Er war, wie die im Winter gefüllte Selchkammer am Dachboden, eine Beruhigung für alle Hausbewohner. Der geerntete Mais und das Korn befanden sich ebenfalls in Schreinen am Dachboden und wurde rechtzeitig in die Mühle gebracht. Das sogenannte „Stille Örtchen“ war nicht immer im direkten Hausbereich und wurde als „Plumpsklo“ bezeichnet und wegen der Kälte ein nicht einladender

Ort. Ein Badezimmer oder eine Dusche kannte man nicht, aber man hat immer auf Sauberkeit geachtet. Als Kind war man auch mit einer „Katzenwäsche“ zufrieden, - von Allergien hörte man nichts. Da es früher viele Großfamilien gab, wurden die Schlafgemächer in ein Elternzimmer, in eine Buben- und in eine Mädchenkammer unterteilt. – Im Mühlloch, beim „Gugger“ und „Stuaner“ waren die zwei Häuser aneinander gebaut und innerhalb dieser Bauten noch verschachtelt. Über ein Dutzend Kinder waren beim „Stuaner“. Heute rätselt man, wo wohl die beiden Objekte samt Wirtschaftsgebäuden der Familie Hackl und Toll, an dem Felsen und an Stelle des heutigen Schlachthofes gestanden haben könnten. Viele solche aneinander gebauten Objekte hat es früher gegeben, auch solche mit nur einem Eingang, die mit Längsteilung zwei Familien oder Parteien beherbergt hatten. In der Mühlleite waren es die „Raggl“ und „Jaggl“, im Dorf die „Jörgeler“ und „s`Mühlloise“ und auch die „Glaser“ und die „Eggerhannes“. Diese Familien hatten nicht nur nebeneinander und miteinander gelebt, sondern sie hatten auch Stall und Stadel wieder in einem eigenen Gebäude mit gemeinsamer Tenne.

Dann gab es das Haus Nr.12 in der Außergasse, heute steht auf diesem Platz das Gemeindezentrum. In diesem Haus ist der Vater des Schreibers mit seinen Eltern und seinen Brüdern aufgewachsen. Es war ein Doppelhaus mit einem Eingang. Rechts war die Küche und Stube der Vorfahren. Im oberen Stock gab es eine Bubenkammer und das Elternzimmer. – Die linke Hausseite war für eine andere Partei und der Schreiber weiß nur noch darin die Familie des Onkels, der allein bis zu seinem Tode im Jahr 1947 die Messerschmiede geführt hat. Die linke Haushälfte, mit der Nr.13, bewohnte ein Eugen Holzknecht, welcher im Jahr 1955 verstorben ist und als Gemeindearmer täglich verköstigt wurde. Im untersten Bereich dieses Hauses wohnte eine Maria Schranz, eine kleine rundliche Person, die immer ganz langsam und murmelnd unterwegs war. Der Raum, den sie bewohnte, war so recht und schlecht ein besserer Kellerraum mit Erdboden. Warum, ist nicht bekannt, aber sie wurde im Volksmund der „Jaggl`s Knolle“ genannt. Im Jahr 1955 ist sie im Alter von 87 Jahren gut versorgt im „Klösterle“ verstorben. Dies war im Gegenüber vom heutigen „Jägerhof“, ein nicht mehr vorhandenes Objekt, zwischen den Häusern Hnr. 35 und 37.

Ärztliche Versorgung

Mit dem Sprengelarzt Dr. Angermayer, welcher bereits 1920 in Protokollen der Gemeinde erwähnt wird, dürfte ein wenig Sicherheit aus medizinischer Sicht, ins Tal gekommen sein. Ein Problem dürfte vielfach die Verständigung des Doktors in Wennis, der fehlende Versicherungsschutz und die geeignete Transportmöglichkeit der Patienten ins Krankenhaus gewesen sein (siehe Beitrag – Medizinische Betreuung).